



Feierabend



Zwei Galgenvögel.

Von Lorenz Straßwig.

„Herrlich! Oh, wie ist das köstlich...!“
sagte Pit vor sich hin mit jener Stimme, die sich der Einsamkeit bei feinen Selbstgesprächen auf der Landstraße angewöhnt: eine Stimme, die Zeit hatte und jedem Ding gerecht wurde, in Liebe oder Staunen, in Haß oder Verachtung. Liebend und staunend zugleich klang sie jetzt.

Er stand am Rande des Buchenwaldes, dessen Baumstämme rot überglänzt waren von der schrägen Sonne, die nach strahlender Tagesarbeit in freundlicher Ensigkeit noch eine Ueberstunde machte, in der sie zwischen goldgerandeten, zarten Wolkensfalten hindurch Ströme von Purpurlicht über das Land ausströmte.

In seinen Füßen, frisch wie ein neues Holzstück aus der Spielschachtel, lag ein Städtchen mit weißen Mauern und roten Dächern, sorglich in eine dunkelblaue, rosa durchhauchte Bergmulde geschmiegt. Weiß wie ein Strahl führte eine schnurgerade Straße aus dem Städtchen in die Bruchebene, über welcher die Rauchnebel zu steigen begannen: den Geistern verjunktener Wälder Versteck zu sein.

Pit stand in einem Feuer aus Gold. Die roten Stämme trugen ein Kronendach aus goldenem Schaumgeriesel. Ab und zu tanzte ein Funke um ihn, wenn ein Blatt geräuschlos herabtaumelte. Er sah die prunkende Folie um sich und winkte der sinkenden Sonne zu: „Den Bettler grüßest du und machst ihn zum König.“

Fast ungeniert riß er sich von dem Bilde los. Er ging mit weit ausgreifenden Schritten hinab in die Stadt. Hier wurde der stille Jubel in ihm bald gedämpft, als er angehalten wurde: „Wer bist du, woher kommst du, wohin willst du und was tust du?“

Er zeigte seine Papiere. Der Landjäger prüfte umständlich und mit Wichtigkeit. „Hast du Geld?“ Pit drehte wortlos die Taschen um. „Also sehten?“ knurrte der Landjäger drohend. „Wenn sich niemand findet, der mich adoptiert für diese Nacht, dann gewiß!“ gab Pit mit Gleichmut zu. „Es findet sich einer. Komm mit!“

Pit folgte und wußte, wer sich fand. „Ihr habt erstaunlich viel Freiquartiere, hier,“ sagte er heiter, als ihn sein Betreuer in die Zelle Nummer dreizehn führte. „Und doch nicht genug für all das Gefindel.“ — „Wie recht ihr habt!“ rief Pit seufzend aus. „In der Beziehung herrscht Wohnungsnot gerade für die, die in Palästen wohnen.“

Nach einer halben Stunde kam ein Wärter, brachte eine dicke Suppe, Brot und Wasser. „Vorzüglich!“ lobte Pit und bat um ein Streichholz. Ich habe noch eine Zigarette. „Rauchen verboten!“ „Auch gut!“

Er ließ es sich schmecken. Allmählich wurde es dunkler um ihn. Durch die schräge Holzblende seines hochgelegenen Fensters sah er noch ein Stück rotbraunen Himmel. Er streckte sich auf seine Prißsche und winkte zum Fenster hinaus: „Gute Nacht, liebe Sonne! Morgen bei alter Gesundheit!“

Das Rotbraun zerbrach und wurde zu einem durchsichtigen Schwarzblau, aus dem bald die goldenen Punkte der Sterne zu flimmern begannen.

Gerade wollte er in das Gebiet der gerechten Schläfer einziehen, als er aufhörte. Da sang doch jemand nebenan, Wand an Wand mit ihm! Eine helle Stimme! Er horchte eine Weile und nickte anerkennend: „Das klingt ja recht jung und unbekümmert.“

Seine Müdigkeit verslog. Er sprang auf und klopfte heftig an die Tür. „Hallo, wer ist der lustige Zeißig nebenan?“

Die Stimme schwieg jäh. Er wiederholte seine Frage. Ein etwas zaghaftes „Wer ist da?“ kam zurück.

„Ich, Pit, der Landstreicher, der Galgenvogel, der König der Bettler.“

„Was? Ich verstehe kein Wort.“

„Der Herrgott und ein Baumeister schufen eine Tür zwischen unseren Zellen. Leg dein Ohr dagegen, freundlicher Geist dieser Nacht, und laß uns plaudern.“

Nun lagen Wangen und Ohr zweier Menschen, die sich nicht kannten, an den Bohlen der Zellentür. Pit fragte: „Warum bist du da drin?“

„Ich habe einen Mord begangen“, kam es lustig zurück.

„Teufel! Einen — was? — einen Mord?“ Es kicherte auf: „Ja, ein Huhn hab' ich gestohlen und gemordet.“

„Das tut man auch gewiß nicht!“

„Wenn man Hunger hat...?“

„Bist ein armer Teufel. Wer bist du?“

„Ich? — Ich heiße Gaby.“

„Gaby? — Ein verteuft selbener Name.“

„Man braucht ihn beim Zirkus.“

„Was? Bist du im Zirkus? Bist du Kunstreiterin?“

„Nein, ich bin die telepathische Nummer. Aber es ist alles Schwindel.“

„Richtig. Bis auf die Sonne ist alles Schwindel. Bist du deshalb hier?“

„Nein, wegen des Ruhmes. — Vom Zirkus bin ich durchgebrannt.“

„Und warum das, Gaby?“

Eine Weile blieb es still. Dann kam es langgelehrt: „Oh, weißt du, da... da war ein Kerl, so ein Kerl, weißt du, der...“

„Ich verstehe, Gaby. Brauchst nicht weiter zu erzählen. Ein Kerl ist ein Kerl.“ Er schwieg und dachte nach. Dann fragte er leiser als vorher: „Gaby, du bist wohl noch jung und... und auch wohl recht hübsch?“

„Und du?“ kam es selbstbewußt zurück.

„Deine Frage ist ein großes Stück Einbildung. Sei es! Du bist ein Weib. — Wie ich bin? — Groß, breit in den Schultern, eng in den Hüften, Haar wie Gold, Haha und Augen wie Stahl, gesunde Zähne und ewig lachender Mund. — Alter? — Ich vermute gerade passend für dich.“

„Pit, dann bist du ein wahrer Ausbund an Schönheit. Und ich, ich bin das Gegenteil!“

„So häßlich?“

Sie lachte auf: „Nicht zum Ansehen!“

„Welches Glück, daß die Tür zwischen uns ist.“ Nach einer Weile begann er wieder: „Am Zirkus muß es recht lustig sein? Paß auf, ich werde dir eine Probe von mir geben. Ich will alle Tiere nachahmen, die du nennst.“

Nun begann die Unterhaltung der beiden außerordentlich lebhaft und ausgelassen zu werden. Pit war ein ausgezeichnete Imitator. Ein übers andermal rief Gaby: Bravo! Das ist ausgezeichnet.“

„Näh weite, hier haben sie noch keine so reichhaltige Menagerie gehabt.“

„Wo hast du das gelernt?“

„Von den Tieren, die mir auf der Landstraße begegneten.“

Nach einer Pause sagte sie plötzlich: „Weißt du, wir können uns zusammen tun. Du würdest vielleicht ein guter Exzentrik, und ich würde dir assistieren. Ich hab eine gute Stimme.“

„Das hörte ich...“

Da sich nichts mehr bei ihm regte, pochte sie und fragte: „Bist du noch da, Pit? Hast du gehört?“

„Ja. Ich überlege schon. Du, meinst du wirklich?“

„Ja. Es wäre großartig. Ich verstehe mich auf so etwas. Wir werden eine feine Nummer machen. Ohne Kostüme, so wie wir sind, Galgenbögel, weißt du? Vielleicht wird es etwas für ein Variete. Ich war früher an einem großen Zirkus, aber ich lief dem . . . dem Kerl nach, den sie dort hinausgeschmissen haben.“

Nun hatten sie Gesprächsstoff für die ganze Nacht. Sie rückten ihre plumpen Schemel an die Tür, setzten sich darauf und erörterten gemeinsam ihre Zukunft. Sie sprachen zusammen wie gute Kameraden, die sich schon jahrelang kannten.

Erst als der Morgen graute, wurde Gaby müde. Ihre Stimme klang matter. Plötzlich aber fuhr sie auf. Pit hatte einen überraschten Laut ausgestoßen. Er hatte in dem schwachen Morgenlicht etwas entdeckt. „Gaby . . .!“ rief er. „Die Tür . . . die Tür . . .! Oh herrlich, die Tür ist gar nicht verschlossen gewesen! Wir Dummtöpfe, oh wir Dummtöpfe . . .! Die ganze Nacht . . .“

Da war er schon in ihrer Zelle.

Gaby schnellte einige Schritte zurück. Wie erstarrt standen sie einander gegenüber und prüften sich neugierig und verwundert. Pit verschlang das zierliche schwarze Ding in den ärmlichen Kleidern fast mit den Augen. Er begann über das ganze Gesicht zu erstrahlen.

„Du . . .!“ flüsterte er entzückt, als sehe er die Sonne steigen.

„Ja . . .?“ sagte sie fragend, leise wie er.

Langsam rechte er die Arme auseinander.

„Gaby . . .!“

„Pit . . .!“ jauchzte sie und slog auf ihn zu.

Einige Tage später zogen durch das weite Bruch, über dem die Morgenmehel in der Sonne brodelten, zwei Galgenbögel dem Glück zu.

Die enge Gasse wird verstopft.

Von Hans Kuer.

Die deutsche Art.

„Mensch, drehen Sie doch Ihren Karren um, Sie sehen doch, daß ich nicht vorbei kann!“

„Fällt mir nicht ein, ich will ebenso hier durch wie Sie!“

„Sie sehen doch, daß ich hier rein fuhr. Sie hätten warten können!“

„Ne, Sie hätten warten können! Sie verjäumen nicht soviel. Ihr Kraftwagen ist rascher als mein Pferd.“

Ein Herr mißt sich ein: „Das ist doch eine Einbahngasse!“

„Ne, es eben nicht! Sind ja keine Zeichen angebracht!“

„Reite Schlamperei, diese enge Gasse nicht als Einbahngasse zu bezeichnen!“

„Also, Mensch, fuhr zurück, wir können doch nicht warten, bis der Völkerbund die Gasse als einbahnig bestimmt hat!“

„Ne — ich fuhr nicht um!“

„Ich auch nicht!“

Ein Schupo. Intervention. Keiner will nachgeben. Da richtet sich der Schupo stramm auf und schnarrt: „Wenn keiner von Euch hier mal umdrehen will, so wird das Pferd eben hier an Ort und Stelle notgeschlachtet!“

Die österreichische Art.

Wien.

In einer engen Gasse ein Knäuel von drängenden, schiebenden Menschen, um irgend etwas geballt. Immer neue Menschen kommen, arbeiten sich mit den Ellbogen vor: „Is was g'schehn? Gehn's Frau — was is denn g'schehn?“

Ein Auto und ein Pferdewagen halten einander gegenüber. Die enge Gasse verstopft. Fenster fliegen auf. Köpfe erscheinen.

Großer Wirbel.

Aus der Mitte des Wirbels tönt nun die Stimme des Kraftwagenführers: „Drah' um, sag i dir, drah' um, bleedar Bua mit deiner Sabergas!“

„Begn' dir no lang net, schertter Benzinschurl. I bin z'sicherich einog'fahr'n!“

„Drah' um, sag i dir, drah' um mit dein Würschtl!“

„I net, waschleht? I net. Und wann i an Bart kriag dabei wie da Hainisch!“

Da brüllt der Chauffeur: „Hört's, hört's — halt's mi z'ruck, sonst — sonst hau i eahm ane außs Hirn, daß er glaubt, er fuhrt zwaspännig!“

Kengillische Stimmen aus der Menge, die bedrohlich angewachsen ist. „Jessas, jessas — kumm Mizerl — es wird glei g'schossen wer'n!“

„Wachmann! Wachmann!“

Es erscheinen gleich drei. Die Menge bröckelt ab. Das Nationale wird den beiden abgenommen.

„Ferdinand Januschel, geboren 1895.“ — Tippt sich sein Widerhaken auf die Stirn:

„Januschel, Januschel — i hab' mir glei denkt, daß i Jhna kenn. Hab'n Sö net bei die Bierundachtziger dient, in der Sternedkafner?“

„Jessas — der Poldl!“

„Sowas, Ferdi!“

Die Waschleute lächeln leise bei dieser Erkenntniszene. Die Amtshandlung unterbleibt.

„Is jcho in Urdnung, brauchans Jhna net bemühen, Her Wachmann! War halt a klane Maanungsverschiederheit! Kumm Poldl, drah' ma sie auf a Viertel Wein!“

Und sie verschwinden einträchtig in einem kleinen Gasthaus.

Spät abends, als der Mond über den Dächern aufsteigt, ist die enge Gasse noch immer verstopft und das Pferd senkt wehmütig den Kopf vor dem Kühler.

Aus dem Gasthaus aber klingt ein beschwipptes Duett: „Es wird a Wein sein und wir wer'n neama sein . . .“

Die französische Art.

Dieselbe Gasse in einer Vorstadt in Paris. Jean Montpellier ist eben im Begriff, mit seinem Taxi in die enge Gasse einzubiegen, als er am anderen Ende Vater Bernieur mit seinem Milchwagen erblickt, vor den ein Eselchen gespannt ist. Vater Bernieur will ebenfalls in die Gasse einbiegen.

Jean Montpellier stoppt. Vater Bernieur ebenso. Es ist klar, da kann nur einer durch, der andere muß warten.

Der Kraftwagenführer steigt ab, grüßt Vater Bernieur am anderen Ende der Gasse und gibt ihm höflich das Zeichen, zuerst durchzufahren.

Vater Bernieur hält sein Eselchen am Halfter, verneigt sich noch höflicher und gibt ihm seinerseits das Zeichen, zuerst zu fahren. Jean Montpellier zuckt liebenswürdig mit den Schultern: „Auf keinen Fall vor Ihnen, Monsieur. Bitte fahren sie mit ihrem Eselchen, ich warte!“

Vater Bernieur lächelt und fuchelt verneinend zurück: „Nach Ihnen!“

Aber nicht doch — nach Ihnen!“ mimt Montpellier wieder zurück.

Das alles wird durch eine flut liebenswürdiger Gesen ausgedrückt, die kein Ende nehmen wollen.

Endlich große Ratlosigkeit bei beiden. Einer muß doch zuerst fahren. Aber weder Jean Montpellier, noch Vater Bernieur wollen dies, denn keiner will seiner Höflichkeit Abbruch tun.

Endlich kommt beiden zugleich eine Erleuchtung. Sie grüßen einander noch einmal sehr höflich. Dann fährt Vater Bernieur rechts weiter, Montpellier links, die enge Gasse bleibt unbefahren. Beide aber müssen durch die Lösung einen riesigen Umweg machen.

Wenn nicht Montpellier ein paar Schritte weiter gehalten hätte und nach dem Verschwinden des anderen zurückgefahren wäre.

Mit Haien unter Wasser.

Der bekannte amerikanische Zoologe und Meeresforscher Prof. William Beebe hat jetzt einen neuen Tauchrekord aufgestellt. Er ließ sich nämlich in einem vor Hamilton auf den Bermuda-Inseln verankerten Schiff in einem Stahlball ins Meer hinab, wobei die Lufterneuerung durch Sauerstoff bewirkt wurde; sein Tauchrekord betrug bisher 325 Fuß. Beebe ist überhaupt der erste Gelehrte gewesen, der die Beobachtung der Tierwelt unter Wasser durchführte, und er hat darüber in einem der schönsten naturwissenschaftlichen Bücher, die die Literatur der Gegenwart besitzt, dem „Arcturus-Abenteuer“ berichtet, dessen deutsche Uebersetzung bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen ist. Für diese Forschungen hat er in Zusammenarbeit mit amerikanischen Technikern eine neue Stahllegierung gefunden, die besondere Widerstandskraft gegen den ungeheuren Wasserdruck in größeren Tiefen besitzt. Das Arbeiten auf dem Meeresgrunde ist aber nicht ganz ungefährlich, und man muß schon den Mut dieses unerschrockenen Forschers haben, um sich z. B. mit den gefährlichsten Räubern der Meeresstiefe, den Haien, gut zu vertragen.

„Während vieler Tage, an denen ich manchmal grau vom riesenden Wasser, kalt und klappernd, aber immer ungern zur Oberfläche emporstieg“, schreibt er, „studiere ich die Fische und stellte fest, daß sie in allen wichtigeren Gewohnheiten des Lebens erstaunlich den Menschen

gleich. Wenn ich meine flossigen Untertanen im allgemeinen betrachtete, so fand ich, daß sie in deutlich unterschiedene Geschlechter oder Rassen geteilt waren; diese gerieten wieder mehr oder weniger natürlich in Gilden und Berufe. Ueber den Korallen mit ihren Mauern, Zweigen und Labrynthien schwammen die Rassen der freien Romaden und der Weidengänger. Als Romaden möchte ich die Fischleute bezeichnen, die gewöhnlich allein — manchmal aber auch in kleinen Rotten — jagen; die keine Wohnstatt haben, keinen Korallenbezirk und keine felsigen Schlupfwinkel; die im freien Wasser leben, fressen, kämpfen, lieben, schlafen und sterben. Zu ihnen gehören die Haie, und ihnen ist, was sie nicht selbst herrisch beanspruchen; haben, von Sage und Phantasie zu eigen gegeben.

Wir Menschen lieben es, um Dinge, die in sich selbst bewunderungswürdig sind, eine Vogelschande aus Stroh und Papier zu bauen. Die Rufe „Schlange!“, „Hai!“ genügen, um gewisse ängstliche Seelen in wilden Schreden zu versetzen. Allen diesen Befürchtungen liegt ungefähr gleich viel Wahrheit zugrunde: von den 1700 Schlangenarten, die heute auf der Erde leben, ist weniger als ein Drittel gefährlich, und sicher sind seit Anbeginn der Geschichte Fälle vorgekommen, daß Haie Menschen angegriffen haben. Wer die Haie verurteilt, dürfte auch niemals eine Autodroßke benutzen, weil

Menschen von ihnen überfahren und getötet worden sind.

Drei Arten von Haien begegnete ich hier unten. Die weißflossigen und die Inselfaie sind wandernde Nomaden von entschieden geierhaften Gewohnheiten; sie erwecken keine Furcht bei den kleineren und schwächeren Fischen, sind aber immer auf der Suche nach verletzten und toten Tieren. Sie waren die vorherrschenden Nas-fresser und wenn wir Dynamit angewendet hatten, so räumten die Haie unter Wasser und die Fregattvögel in der Luft jedes noch so kleine Opfer weg, das unserer Aufmerksamkeit entgangen war. Was die Tigerhaie anlangt, die in meinem Reich eine Länge von neuen Metern aufweisen können, so lasse ich ihre Gefährlichkeit dahingestellt. Ich habe erlebt, daß mittelgroße Stücke bis auf zwei Meter an mich heranlanten, ohne etwas Schlimmeres zu zeigen als Neugier, aber ich habe auch gesehen, wie ein Tigerhai vor den Augen einer Ansammlung von großen Männchen ein Seelöwenbaby erschnappte, als ob es eine Elstrie wäre; ich sah auch, daß manchmal sein Erscheinen den Fischen Furcht einflößt, und habe mich danach gerichtet. Die Zadenbarsche sind ein anderer Nomadenstamm und wenn ihnen auch die Verderbtheit der Barracudas oder Pfeilhechte abgeht, so sind sie doch von unzuverlässiger Gemütsart. Ihnen fehlt es nur an Körpergröße, um ebenso gefürchtet zu sein wie die Tigerhaie.

Mir war nie ganz wohl, wenn diese großen Bestien in lodernen Schwärmen von 6 oder 8 Stück daherschwammen und mir so nahe kamen, daß ich oft nach ihnen trat oder mit der Harpune stieß. Raun waren sie meinem Streich ausgewichen, so lehrten sie unweigerlich sogleich um und folgten dem Fuß oder der Waffe in höchst bedrohlicher Haltung. Kein Hai war schneller oder auch nur annähernd so erfolgreich beim Angriff auf einen Fisch in schlimmer Lage wie diese bössartigen Tiere mit ihren unheimlichen und häßlichen Mäulern . . .

Was man vom Reinigen und Waschen wissen muß.

Blutflecke verursachen viel Ärger. — Vom Tischzeug bekommt man den frischen Fleck am besten dadurch heraus, daß man unter die bestieckte Stelle einen tiefen Keller stellt und dann, zunächst tropfenweise, später in einem feinen Strahl heißes Wasser auf die Flecke gießt. Die Flecke verschwinden dabei fast gänzlich. Das Tuch kann gleich wieder trocken gebügelt und weiter verwendet werden. — Aus feineren Gewebe reibt man den Fleck von frischem Obst ganz vorsichtig mit Bitronensaft heraus. Flecke von gekochten Früchten häut man zweckmäßig über Wasserdampf und wäscht dann in Seifenwasser mit einem kleinen Zusatz von Salmiatgeist nach. — Es ist immer schonender für das Gewebe, wenn bei einer solchen vorsichtigen Fleckenreinigung zunächst der Fleck nicht völlig verschwindet, sondern erst nach ein oder zwei Wäschen, als daß man mit einem scharfen Fleckenreinigungsmittel vorgeht, das wohl den Fleck wegnimmt, aber auch den Faden des Stoffes stark angreift.

Eine Gefahr, an die oft die beste Hausfrau nicht denkt, besteht darin, daß man die wollenen Putztücher, mit denen die mit einem Putzmittel eingeriebenen Metallgegenstände blank gerieben werden, mit zwischen die übrige Wäsche tut. Die Reste der Metallputtmittel, die an den Tüchern haften, sind sehr scharf und ihre zerstörende Wirkung greift auch auf andere Wäschestücke, die in der Wäschetruhe eng beieinander liegen, über.

Große Vorsicht soll man auch bei Medizin-

flaschen, Flaschen, die Wasserstoffsuperoxyd und andere scharfe Flüssigkeiten enthalten, walten lassen. Man sollte sie immer nur auf Stein- oder Glasplatten stellen, denn jeder Tropfen, der an der Flasche herunterläuft, übt auf ein unter der Flasche liegendes Tuch seine ätzende Wirkung aus und man kann sich nicht erklären, wie die Decken so schnell Löcher bekommen.

Sehr wichtig ist es, beim Einweichen der Wäsche darauf zu achten, daß gestärkte Stücke besonders eingeweicht werden müssen. Stärke löst die Farbe auf und selbst indanthrengefärbte Stoffe halten dem nicht stand.

Die Kunstseide hat sich in wenigen Jahren in außerordentlich großem Maße durchgesetzt. Das ist natürlich vor allen Dingen auf ihre größere Preiswürdigkeit gegenüber naturseidenen Gegenständen zurückzuführen. Aber bei sorgfältiger Behandlung ist Kunstseide ebenso dauerhaft wie echte Seide, manchmal sogar haltbarer als diese. Nur in nassem Zustande muß äußerst vorsichtig mit ihr umgegangen werden. Nicht zu heißes Wasser, welche gute Seife und ein nicht zu heißes Bügeleisen sind erstes Ge-

bot! Kunstseide darf beim Waschen niemals scharf gerieben werden und muß ausgedrückt, nicht ausgewrungen, werden. Je schneller die Kunstseide wieder aus dem Wasser kommt, desto besser ist es für das Gewebe. Wenn kunstseidene Stoffe nach dem Waschen klar und glänzend erscheinen sollen, muß man sie sehr sorgsam mehrmals lauwarm spülen, wie man es ja auch mit anderen Seidengeweben halten muß. Tricotgewebe trodnet man am zweckmäßigsten, indem man sie auf ein Frottier Tuch auflegt und nicht aufhängt, da sie sonst zu leicht die Form verlieren.

Durch Abtrocknen von Rasiermesser und Rasierklingen entstehen in den Handtüchern auch bei vorichtigster Behandlung allzu leicht Schnittlöcher. Es ist deshalb besser, ein altes Tuch zum Abtrocknen zu bestimmen, oder sich das praktische und billige Rasierpapier, das überall erhältlich ist, zu beschaffen. Die kleine Ausgabe ist durch den an der Wäsche verhüteten Schaden schnell wieder eingepart.

Ruth Kroehl.

Aus dem Tagebuch eines Radio-besizers.

Von Franz Hess.

Montag, Meine Frau quält mich schon seit Wochen, ich möge ihr ein Radio kaufen. Anfangs wollte ich von der Sache nicht einmal hören, aber sie redete so lange, daß ich schon überdrüssig wurde, ihr zuzuhören und mir dachte: „Hol's der Teufel, ich kaufe ihr dieses Radio.“ Schließlich, wenn ich schon wählen muß: Lieber höre ich das Radio den ganzen Tag, als meine Frau.

Dienstag, Heute trat ich in ein Radiogeschäft.

„Was für einen Apparat wünschen Sie?“, fragte der Inhaber.

Da fiel es mir ein, daß ich daran noch gar nicht gedacht habe.

„Was für einen haben Sie?“, fragte ich in überlegenem, Sachverständnis ahnendem Tone.

Der Kaufmann zählte mir an die zwanzig verschiedene Arten auf, wovon ich aber insgesamt nur zwei Worte verstand: Kristall und Lampen.

Ich liebe die hellen Dinge, und so entschied ich mich für einen Lampen-Apparat.

„Mit wieviel Lampen wünschen Sie?“, fragte der Geschäftsinhaber. „Mit drei oder vier Lampen?“

„Ich bin ein praktischer Mensch und so wähle ich einen Vierlampen-Apparat. „Neben so viel Lampen erspare ich den Lüfter“, dachte ich mir im Stillen.

Mittwoch, Ich bin schon ein vollendeter Radiosachverständiger. Allabendlich fange ich die Auslandsstationen so kunstgerecht ab, daß es auch der älteste Radiolichhaber nicht besser kann. Leider versteht das aber auch meine Frau schon gründlich. Diesem Umstande habe ich es zu verdanken, daß unser Nachtmahl, das früher aus drei bis vier Gängen bestand, heute schon auf einen Gang herabgeschrumpft ist. An Stelle des zweiten und dritten Ganges sucht meine Frau ständig Berlin und Rom. Nun, das halte ich aber aus, denn demgegenüber hat das Radio ungeheuer viel Vorteile.

Donnerstag, Das liebe Radio ist wirklich eine großartige Sache. Wenn ich will, höre ich die Jeriga, oder den Picaver, oder wenn es mir so gefällt, den Fleta. Ich brauche bloß meinen Finger auf dem Apparat zu bewegen, und ich höre schon Fleta. Und das ist mir eine

jährliche Genugtuung. Denn ich erinnere mich, wie oft ich mich habe stundenlang anstellen müssen, wenn ich z. B. zur Jeriga Karten haben wollte. Jetzt kann sie mir fürwahr nicht sehr viel anhaben. Ich höre sie, wann ich will. Wenn sie mich ärgert, schalte ich sie ganz einfach aus und verbinde mich mit einer ihrer Konkurrentinnen.

Sie scheint das aber auch zu wissen, denn heute, als ich ihr großmütig zuhörte, hatte sie großes Lampenfeuer. An ihrer Stimme war zu erkennen, daß mein Zuhören sie geradezu störte.

Störte? Das ist gar kein Ausdruck! Sie litt direkt an atmosphärischen Störungen.

Aber das genügte mir noch alles nicht. Ich beschloß, mich jetzt zu rächen. Meinem Entschluß folgte die Tat. Als ihre Verlegenheit schon ein wenig nachgelassen hatte, und sie eben mit einer großen Arie beginnen wollte, sprach ich hochmütig:

Genug, gnädige Frau! Es langweilt mich schon!“

Damit schaltete ich sie aus. Ich wiederhole, dieses Radio ist eine großartige Sache.

Freitag: Mein Radio hat auch noch einen zweiten großen Vorteil. Ihm habe ich es zu verdanken, daß sich meine Frau das Klavierspielen angewöhnt hat. Als sie sich nämlich dieser Tage, ihrer alten Gewohnheit gemäß, zum Klavier setzte, stellte ich meinen vorzüglichen Vierlampen-Apparat auf ein Paderewitsch-Konzert ein. Und im nächsten Augenblick brach aus dem Lautsprecher mit elementarer Kraft das wunderbare Klavierpiel Paderewitschs hervor. Die Finger meiner Frau fielen beschämt von den Tasten hinunter.

Zeither fällt es ihr gar nicht mehr ein, das Klavier zu quälen.

Samstag, Ein unbeschreiblicher Vorteil des Radios ist auch noch die ausgezeichnete Nachrichtenübermittlung. Heute abends habe ich z. B. durchs Radio erfahren, daß der Wiener Schnellzug entgleist ist. Derselbe Zug, mit welchem meine Schwiegermutter zu mir fahren wollte. Also, ist das Radio keine herrliche Sache? Neben seinem abwechslungsreichen und ausgezeichneten Programm beglückt es die Menschen auch noch mit solch angenehmen Nachrichten.

Die franke Wespenmutter.

Von Heinrich Bräm.

Der eine meiner Stuben hatte eine kleine Wespenmutter mit dem Muttertier und einigen Warden nach Hause gebracht. Auf dem Nachttisch neben seinem Bett wurde die wasserlose Familie in einem offenen Schächtelchen untergebracht.

Tagaus, tagein flog das getreue Tierchen um Nahrung für seine allmählich größer und bider werdenden Babys aus. Wenn zufälligerweise das Zimmerfenster einmal des Abends vor ihrer Rückkehr geschlossen wurde, übernachtete die fleißige Mutter immer an demselben Ort unter dem äußersten Gesimsende. Alle hatten wir unsere Freude an dem unermüdblich nur auf das Wohl seiner Kinder bedachten Tierchen.

Gelund und drall wuchsen sie heran. Eines Tages flog die Mutter nicht wie sonst mit munterem Summen aus. Sichtlich müde ging es nur kleine Cirappen weit. Am Mittag fiel sie nach kurzem Anflug zu Boden.

Sie war krank. Sorglich verbrachten wir sie in das Schächtelchen und legten Wasser, Honig, ein Stückchen einer Kirche und etwas Fleisch hinein. Nach kurzer Pause begann unser Patientchen seine mütterliche Tätigkeit wieder. Mit sichtbarlich immer größerer Mühe trankte und speiste die Wespe die hilflosen Würmchen. Ein Weichenpaar um das andere verjagte den Dienst und mußte nachgeschleppt werden. Aber keinen Augenblick gönnte sich die kranke Mutter Erholung. Zuletzt schleppte sie sich nur mit Hilfe der vordersten Weichen vorwärts. Aber ein eigener Wille schien das arme Wespen zu befehlen:

Ob ich zugrunde gebe, ist gleichgültig, wenn nur die Kinder leben!

Motgoiden tanzte das Abendlicht durch die im Winde sich wiegenden Blätter des wilden Weines und warf flackernde Schatten über das auf kleinstem Raume sich abspielende Lebensdrama: ein letztes Zuden ging durch die Wespe, ein letzter Aus, die letzte süße Nahrung wurde an das kleine Larvenmäulchen gebracht und aus war Luft und Schmerz.

Umsonst jitzerten noch eine Zeitlang die kleinen Wespen in ihren grauen Nestszellen nach des Leibes Notdurft, bis auch sie stille wurden, eins nach dem anderen, da es uns nicht gelingen wollte, sie zu ernähren.

Bis in die dämmernde Nacht stand ich sinnend bei der toten kleinen Mutterwespe. Sie hatte gerungen und sich geopfert wie eine gute menschliche Mutter.

Was mancher nicht weiß.

In der Lombardei steht eine Zypresse, die zur Zeit von Christi Geburt schon 40 Jahre alt war. Auch eine Eibe, die auf dem Friedhof von Fortingall steht, kann auf das ehrwürdige Alter von etwa 3000 Jahren zurückblicken.

Man plant neuerdings die Einrichtung von Sanatorien, die den Leidenden reiche Luft und Sonnenschein sichern sollen, indem man ungeheure Heißballons in vielleicht tausend Meter Höhe über der Erde anbringen will.

Der berühmte Forschungsreisende Kapitän Cook, der vor einhundertundfünfzig Jahren starb, besaß eine Schildkröte, die noch heute am Leben ist und auf der Insel Tonga hoch in Ehren gehalten wird.

Schutz von Holz gegen Verbrennen. Bisher ist es noch nicht gelungen, Holz vollständig gegen Verbrennen zu sichern. Aber man kann es wenigstens einigermaßen „flammfester“ machen, das heißt: so behandeln, daß ihm eine Flamme, die kurze Zeit an ihm leckt, nicht gefährlich wird. Die Untersuchungen an einer

Universtät haben ergeben, daß eine Tränkung des Holzes mit Ammoniumsulfat oder mit Zinkchlorid das beste Mittel ist, um Holz davor zu schützen, daß es schnell in Flammen aufgeht.

Karl Widford hat in ihrer Steuererklärung ein jährliches Einkommen von etwa drei Millionen Mark angegeben. Ihre erste Gage beim Film war ein Wochengehalt von etwa 150 Mark.

Weiteres.

Wahres Geschichtchen. In K-stedt in Holstein gibt es noch einen Nachwächter. Der jetzige Inhaber des Amtes ist mit der Zeit brüchig geworden. Die Zähne waren ihm ausgefallen und er konnte die Stunden nicht mehr abblasen. Der Gemeinderat beschloß, ihm auf Gemeindefkosten ein künstliches Gebiß machen zu lassen. Keulich begegnete der Bürgermeister nächstlings dem Nachwächter. Er tutete nicht. Erstaunt fragt der Bürgermeister nach dem Grund der Berufshörung und erhält die Antwort: „Ja, Herr Bürgermeister, das geht so nich, id heff jo keen Zahn mehr.“ — „Aber, Mann, wir haben Ihnen doch extra ein künstliches Gebiß machen lassen.“ — Darauf der Biedere: „Jo, dat is woll ganz scheun, ober de Zahnbocktor hatt mi secht, id fall dat Gebiß de Nacht öber in'n Glas Water leggn.“

Rusifer unter sich. Wolfmar Andrä, ein nicht übertrieben origineller Komponist, sagte einmal zu Max Reger: „Wenn ich deine Musik höre, werde ich immer matter, nie reger.“ Reger antwortete: „Und wenn ich deine hör', dann hör' ich immer andrä.“

Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Zweikönig Nr. 65 bei Tepitz-Schönan.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

51. Fortsetzung.

Wichtigstes aus der Endspiellehre.

Dame gegen Turm und Bauer. Am günstigsten für die Verteidigung sind Stellungen, in denen der von seinem Bauern gedeckte Turm dem feindlichen König den Zutritt zum Bauern verwehrt und wenn zugleich der König den Bauern deckt. Bauern deckt.

Merkwürdigerweise gewinnt die Dame auch in solchen Fällen gegen einen Mittelbauern (d, e), der auf seinem dritten oder vierten Felde steht, und gegen einen Turmbauern, der auf seinem ursprünglichen oder auf seinem vierten oder fünften Felde steht. Gegen Springer- und Läuferbauern bleibt das Spiel in der Regel unentschieden.

Das Gewinnverfahren ist zumeist sehr schwierig. Hier ein einfacher Fall:

Bild 91.



Weiß gewinnt.

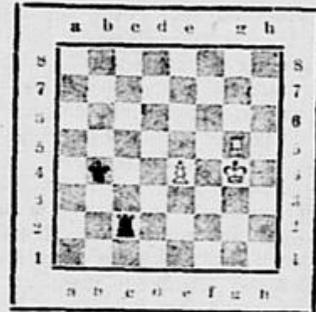
1. Dd5+ Kb8! 2. Dd7 Ka8! (auf Tb7! folgt sofort Matt, zieht der Turm anders, wird er durch Schachbieten erobert), 3. Dc8+ Tb8 4. Dc6+ Tb7 5. Ka6 Kb8 6. Dxb7 matt.

Turm gegen Turm und Bauern. Vielleicht das wichtigste aller einfachen Endspiele,

weil es sehr oft in der Praxis vorkommt. Wie die Dame ist auch der Turm eine „Remisfigur“, ein Turm vermag meist gegen Turm und einen Bauern remis zu machen, in Ausnahmefällen auch gegen Turm und zwei Bauern. Als Regel gilt: Die Uebermacht gewinnt, wenn der gegnerische König vom Verwandlungsfeld abgedrängt werden kann. Die Verteidigung muß demzufolge trachten, das Umwandlungsfeld mit dem König zu besetzen.

Das Verfahren, den Bauern bis zu seinem vorletzten Felde zu führen und den feindlichen König dabei vom Verwandlungsfeld fernzuhalten, wollen wir an folgender Stellung, die den Schluß der Korrespondenzpartie zwischen Wien und Paris aus den Jahren 1884—1885 bildet, erläutern.

Bild 92.



Weiß gewinnt mit und ohne Zug.

Weiß am Zuge schneidet den schwarzen König sofort ab vom Bauern durch 1. Tg5—d5 und gewinnt eher.

Zieht Schwarz an, so muß er trachten, den Zug Td5 zu hindern; das geschieht durch Te3 oder Td2.

Erstes Spiel: 1. . . . Te2 2. Kf3! (Kf5! würde wegen Ke5! 3. e5 Kd5! 4. Kf6 Th2! länger dauern).

Auch 2. Kf4 gewinnt rasch, zum Beispiel Tf2+ 3. Ke3 und dann Td5! 2. (Kf3) Teil! (auf etwa Td2 folgt 3. Tg8 Kc5! 4. Te8+!) 3. Td5! (damit hat Weiß den ersten Erfolg erreicht) 3. . . . Ke4 4. Td8 Ke5 5. Kf4 Ke6 6. Kf5 Ke7 7. Td2. Schwarz hat in dieser Stellung aufgegeben. Schwarz kann den Vormarsch des Bauern bis e7 nicht hindern, zum Beispiel 7. . . . Tf1+ 8. Ke6 T— 9. e5 usw. bis die Stellung des nächsten Bildes erreicht ist. Weiß am Zuge gewinnt durch Tf2 (oder auch früher Te2+ [Kd6! Kd8] K— und dann Tf2), da er seinen König dann auf die f-Reihe bringt.

Bild 93.

Der abgetroante König.



Weiß gewinnt mit und ohne Zug.

Schwarz am Zuge hindert durch Tf1! den Zug Tf2. Darauf folgt 2. Te2+ Kb7 (Kd6 Kd8!) 3. Te4! dieser Zug ist für das ganze Endspiel von größter Wichtigkeit. Er bezweckt, den König nach Kd7 vor dem Schachbieten durch Vorstellen des Turmes zu schützen, zum Beispiel 3. (Te4) Turm auf der f-Reihe, 4. Kd7 Td1+ 5. Ke6 Te1+ 6. Kd6 Td1+ (zieht der Turm auf der e-Reihe, zum Beispiel Te2, oder der schwarze König, dann spielt Weiß Te5) 7. Ke5 Te1+ 8. Te4! und gewinnt.

Zweites Spiel (siehe Stellung im vorletzten Bild). 1. . . . Td2 2. Kf5! Kc5 3. Ke6! Ke6 4. Td5! Th3 5. Td1! und gewinnt, zum Beispiel 5. . . . Th6+ 6. Kf5 Th5+ 7. Kf6! Th6+ 8. Kg5 Te6 9. Kf5 Te8 10. e5 Tf8+ 11. Kg6 Tf8+ 12. Kf7 Tg2 13. e6! Tf2+ 14. Ke8! Ke7 15. e7! und die Gewinnstellung ist erreicht.

Fortsetzung folgt.